

Warum sich Bildung und Ökonomie nicht vertragen

Auszug aus dem Impulsreferat von Philipp Ikrath (Institut für Jugendkulturforschung, Wien und Hamburg)

Über die Jugend können wir nicht sprechen, denn die Jugend gibt es nicht. Genau so wenig, wie wir über die Erwachsenen, die Alten, die Zuwanderer oder eine beliebige andere Subgruppe unserer Gesellschaft ein Pauschalurteil fällen können. Warum darf man trotzdem den Versuch wagen, von einer jungen Generation zu sprechen? Weil diese Generation unter spezifischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialisiert wurde und wird und dadurch Erfahrungen gemacht hat (und macht), die vorangegangene Generationen nicht kennen. Denn als diese jung waren, war auch die Gesellschaft eine andere - und damit auch deren spezifische Erfahrungen. Gibt es „die Jugend“ also doch? Nein. Denn unterschiedliche jugendliche Subgruppen entwickeln angesichts der sie umgebenden Probleme und Möglichkeiten unterschiedliche Strategien des Umgangs eben damit – und deswegen auch unterschiedliche Werthaltungen.

So wird etwa heute behauptet, wir lebten in einer multioptionalen Gesellschaft, also einer, in der dem Einzelnen eine Vielzahl von Möglichkeiten offen steht, vorausgesetzt, er strengt sich nur genug an. Dies ist ganz offensichtlich eine Illusion. Denn harte sozio-ökonomische Fakten, etwa die Herkunft der Eltern, deren finanzielle Ausstattung etc. entscheiden immer noch ganz maßgeblich darüber, wie viele dieser Möglichkeiten der Einzelne realistischer Weise ergreifen kann. Bekanntlich ist der soziale Aufstieg in Deutschland besonders schwierig zu bewerkstelligen. Das führt dazu, dass sich die Privilegierten ob ihres Erfolges auf die Schulter klopfen können, da sie sich ihre Erfolge ungerechtfertigter Weise selbst zurechnen, während sich die Unterprivilegierten frustriert abwenden. Denn ihr Misserfolg ist vermeintlich Zeichen ihrer individuellen Defizite und nicht das Resultat ihrer benachteiligten sozialen Lage.

Eine zweite Entwicklung erscheint mir für das Verständnis der im Allgemeinen sehr ich-zentrierten jungen Generation relevant: die Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Das bedeutet, dass wirtschaftliche Prinzipien wie Nützlichkeit, Effizienz und Rationalität sämtliche Sphären des Lebens infiltriert haben. Das beginnt damit, dass darüber diskutiert wird, ob es sinnvoll ist, der Oma noch ein neues Hüftgelenk einzusetzen – denn rentieren wird sich das nicht mehr. Fremdenfeindlichkeit kommt nicht mehr im Gewand eines kruden Rassismus daher, sondern äußert sich darin, dass man Zuwanderer in ökonomisch Nützliche und Nutzlose einteilt. Die guten Zuwanderer lassen sich leicht in den Arbeitsmarkt integrieren (und sei es als unterbezahlte Hilfskräfte bei der Spargelernte), die bösen legen es nur darauf an, in „unsere“ Sozialsysteme einzuwandern, um an dem „von uns“ erarbeiteten Reichtum zu schmarotzen. Eine solche Form der Fremdenfeindlichkeit ist auch in vermeintlich progressiven Milieus vollkommen akzeptiert.

Selbstverständlich macht die Ökonomisierung des Sozialen auch vor dem Bildungssystem nicht halt. Das beginnt damit, dass sich Forschungseinrichtungen zunehmend über Drittmittel aus der Wirtschaft finanzieren müssen, dass die angewandte Forschung der Grundlagenforschung vorgezogen wird und Studiengänge seit der Bologna-Reform zunehmend verschult – also effizient gestaltet – werden. Zum Nachdenken bleibt den Studierenden in der akademischen Treitmühle keine Zeit mehr. Nicht einmal der Kindergarten ist mehr ausschließlich Raum für das freie Spiel. Denn schon im Kleinkindalter geht es um den Erwerb von „Kompetenzen“, die in ferner Zukunft einmal auf dem Arbeitsmarkt genutzt werden sollen.

Und ein letztes Beispiel: Es ist bezeichnend, dass die wichtigste (oder besser: die am intensivsten rezipierte und debattierte) „Bildungsstudie“, nämlich die PISA-Studie, nicht von einer Bildungsinstitution (etwa der UNESCO) durchgeführt wird. Nein, es ist mit der OECD eine Wirtschaftsorganisation, die dafür verantwortlich zeichnet. Dass der Bildungsbegriff einer solchen Institution kein idealistischer ist, sondern einer, der vor allem auf den stupiden Kompetenzerwerb abzielt, muss nicht weiter erwähnt werden.

Nicht der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant), nicht die Fähigkeit, die eigene soziale und politische Umwelt einer kritischen Reflexion unterziehen zu können, ist das Ziel. Im Mittelpunkt steht die nahtlose Integration des Menschen in den Arbeitsmarkt. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Einrichtung des Freiwilligen Sozialen Jahres, egal ob kulturell, politisch oder sozial, zunehmend an Bedeutung. Hier bekommen junge Menschen die Möglichkeit, sich Dingen ganz im besten Sinne ohne Ziel und Zweck anzunähern. Hier steht nicht der Konkurrenzkampf um die besten Noten und Aufstiegsmöglichkeiten im Zentrum. Stattdessen bietet es die im Leben wohl einmalige Chance, sich dem von ökonomischen Zwängen dominierten System zumindest für ein Jahr zu entziehen. Erfahrungen um der Erfahrungen Willen selbst (und nicht um deren Verwertbarkeit) zu sammeln. Sich ohne nachteilige Konsequenzen ausprobieren und scheitern zu können. In einer durchökonomisierten Welt kann es einen unschätzbaren Dienst am Einzelnen und an der Gesellschaft im Ganzen leisten, denn es zeigt: Es geht auch anders.